

Mitteilungen

des

„Deutschen Schulvereins für St. Catharina“

(Südbrasilien)

Schriftleitung: G. H. Büchler

Nr. 10.

Blumenau, im Oktober 1916.

11. Jahrgang.

Beherzige:

„Der schönste Fortschritt einer Schule ist die Zunahme an Sittlichkeit, Zucht und Ordnung. Ordnung ist fast das Beste, was die Jugend in der Schule lernen soll.“

Joh. Gottfried v. Herder.

Unterricht und Erziehung.

Neuland.

Der Huber wohnte in der Jarntiefe und besaß eine Familie von sechs Knaben und zwei Mädchen. Das Land hatte er mit seinen drei Brüdern vom Vater übernommen.

Einst eine Kolonie von 300 Metern Front und 1000 Metern Tiefe, war sie jetzt in drei Teile geteilt. Wohl hatte jeder der Brüder ein eigenes Haus, dazu notdürftig gebaute Schuppen mit Palmiten zugeschlagen, aber dem klaren Auge fiel sofort die Eingekerkertheit der Anlage auf. Naturgemäß standen die Gebäude der drei Brüder so dicht zusammen, daß stetige Streitigkeiten das Leben verbitterten. Auch hier bildeten Hühner und Vieh die Ursache, indem sie den verlotterten Grenzsaum nicht beachteten und stets ihr Futter da suchten, wo es verboten war, in der Pflanzung des Nachbarn.

Hubers Vater hatte schon tüchtig gewirtschaftet auf dem Lande und seine drei Söhne und vier Töchter großgezogen. Ueber die Hälfte Wald war geschlagen, teils bebaut, teils als Capoeira liegend, als der Vater starb und sich die Söhne in den Besitz teilten. Jeder war nun gezwungen, den Waldbestand zu schonen; aber trotz redlicher Mühe mußte doch von Zeit zu Zeit eine Urwaldsrode (Reute, Roca) gemacht werden, um wenigstens so viel zu ernten, wie in den Familien gebraucht wurde. Für Ausbesserungen an Wagen, an den Geschirren und der Futtererschneidemaschine warf das Land durchaus nichts ab, sodaß alles verlotterte. Neuanschaffungen waren ausgeschlossen. Mit den Kindern wuchs aber auch der Appetit. Alle konnten auf dem Felde nicht beschäftigt werden, daher mußten die ältesten als Monatslöhner in fremden Dienst, einerseits um Geld zu verdienen, andererseits um vom Tische wegzukommen.

Trotz allem Verdienst kam keine Familie vorwärts. Als dann auch noch das Fieber (Malaria) die Energie lähmte, sanken die Leute von Stufe zu Stufe.

Das durch vieljährigen Raubbau ausgefogene Land gab keinen Ertrag mehr, der die Mühe lohnte. Was an Verdienst einkam, verschlangen die Schulden, die sich stets vermehrten. War aber in der Wende (venda) ein Fest oder Tanzsonntag, dann fehlte trotz allem häuslichen Jammer niemand aus den drei Familien.

In demselben Tale wohnten ebenfalls mit Kindern reich gesegnete Leute, namens Albrecht, die trotz eisernen Gleißes nur langsam vorwärts kamen. Um den Waldbestand zu schonen, mußten auch sie meist ungeschickt die Capoeira bebauen. Der

Mann war ein recht kluger Kopf und wedte in seinen Kindern frühzeitig die Freude an der Natur. An Stelle der Tanzvergügen wurden kleinere oder größere Reisen gemacht, bald auf Schusters Rappen, bald zu Wagen. Dabei lernten Eltern und Kinder Land und Leute kennen und merkten sich namentlich Gegenden mit gutem Boden. Als rechnender Bauer nahm Albrecht ein Beispiel am Betrieb der Gebrüder Huber, u. das zeigte ihm den Weg deutlich. Längst hatte er eingesehen, daß es so nicht weiter gehen könne. Mit seinen nun erwachsenen Söhnen hatte er eben eine Reise hinter sich. Sie waren weit oben im Blumenauer Hinterland gewesen und ganze Tage durch Wald gewandert, bis sie auf die letzten Urwaldspioniere von der Brusquer Seite stießen. Fröhlich lehrten sie heim; ernste Gespräche füllten die folgenden Tage aus; fester Wille und tatkräftiger Entschluß spiegelte sich auf den Gesichtern. Auf ihrer Wanderung hatten sie nämlich prächtige, meist ebene Ländereien gefunden mit ausgezeichnetem Boden. Die Familie beschloß in jene Gegend zu ziehen.

Emsige Vorbereitungen wurden betrieben, die niemand verstehen konnte in der Jarntiefe, und manch einer schüttelte den Kopf, wenn er zufällig eine entsprechende Redewendung in der Albrechtschen Familie aufgeschnappt hatte. Doch bald sollte des Rätsels Lösung kommen. Auf Sonntagvormittag luden Anschläge die Männer der Tiefe und Umgebung ein zu einer Besprechung. Ohne Umschweife legte Vater Albrecht die Lage dar, und als geachteter, tatkräftiger Mann war es ihm bald gelungen, die Leute zu überzeugen, daß der Nachwuchs im Tale sich nach Neuland umsehen müsse. Neuland! Neuland, erscholl es im Kreise. Neuland! Das wirkte auf die Alten und die Jungen wie ein Magnet, und mancher Vater drückte seinen Söhnen die Hand und ohne Worte verstanden sie sich: Wir nehmen teil am neuen Werke; Einigkeit macht stark! Mit Gott vorwärts!

In dieser Versammlung vertrat Albrecht den Standpunkt, daß gemeinsam vorgegangen werden müsse, damit sofort Gemeinden sich bilden, Kirchen und Schulen ins Leben gerufen werden könnten. Nur in diesem Falle könne sich einer auf den anderen verlassen, und wo Not, mit Rat und Tat helfen. Verständnisvoll lauschten die Zuhörer und nach eingehender Besprechung erbaten sich alle von der Regierung Land, indem sie ein Requerimento einreichten. Da sich jeder verpflichtete, bar zu bezahlen, kam die Bewilligung schnell zurück, und bald ertönten die Urtschlänge durch den jungfräulichen Wald. Wie es den Leuten auf ihrem Neuland erging, erzähle ich später einmal

R. H.-A.

Auf einer Holzschneidemühle im brasilianischen Urwald.

Von Otto Werner, Blumenau (Brasilien).

Aus „Kosmos 1911“ übernommen.

Reich ist der Küsten-Urwald des Staates Santa Catharina an Waldbeständen. Nur an den Hauptwasseradern hat die Kolonisation durchgreifende Veränderungen in der ursprünglichen Landschaftsform bewirken können. Die Nebentäler zeigen erst bescheidene Anfänge der Kultur. Doch kündigt diese Siegerin ihr unaufhaltsames Vorwärtsschreiten durch die immer weiter in den Urwald vorgeschobenen Holzschneidemühlen an. — Den Schneidemüller könnte man den Pionier des Kolonisten nennen. Denn wenn er die gewaltigen Urwaldbriesen

gefällt hat, so ist es dem Kolonisten leicht, den übrigen Pflanzenwuchs niederzuschlagen und seine Rossa zu brennen, die er mit Mais, Zuckerrohr bepflanzt oder für Weide und Gemüsegarten einrichtet.

Der Naturfreund schätzt die Holzschnidmühlen als Ausgangspunkt für Streifereien in den Urwald, dessen Arten- und Individuenreichtum den Pflanzenfreund zuerst entschieden überwirrt. Alle Beschreibungen der tropischen Pflanzenwelt Brasiliens bieten nur ein schwaches Abbild der Wirklichkeit. Nicht so der Tierfreund. Gerade der, den Säger interessieren, glaubt zunächst, seine Erwartungen stark herabschrauben zu müssen. Man kann hier regelung im Urwalde umherstreifen, ohne auch nur ein Eichhörnchen oder gar ein Reh zu Gesicht zu bekommen. Und wer gar eine Herde Brüllaffen sieht, mag sich glücklich schätzen! Die Vögel nehmen die herrschende Stellung im südbrasilianischen Küstenwald ein.

In der geringen Individuenzahl der Säugtiere finde ich auch eine Erklärung für die Tatsache, daß die „Neudeutschen“ im allgemeinen höchst ungünstig über die hiesigen jagdlichen Verhältnisse urteilen. So mancher brachte seinen Drilling mit, um ihn schon nach einigen Spaziergängen in den Urwald in die Ecke zu stellen. Zudem kommt es hier bei jagdlichen Ausflügen weniger auf die gute Ausrüstung als vielmehr auf die Gewohnheit und Ausdauer an. Vor dem daherpollernden Reuling flüchten die an die tiefste Ruhe des Waldes gewöhnten, gesicherten Bewohner des Urwaldes. Dem barfüßig dahererschleichenden brasilianischen Jäger ist es dagegen ein Leichtes, selbst den vorsichtigsten Vogel zu überrumpeln.

Wochenlang weilte ich auf Holzschnidmühlen und konnte also das Tan und Treiben an diesen Orten eingehend beobachten.

Ist die Pikada, der Waldpfad, bis zu der entlegenen Stelle im Urwalde geschlagen, so kommt der Mühlenbauer, die Mühle zu errichten. Natürlich wird das Holz der Umgebung entnommen. Im allgemeinen werden oberflächliche Wassermühlen gebaut, denen die Gebirgsbäche die nötige Kraft liefern. Ein Gang an diesen Bächen entlang bietet an jeder Biegung ein neues, interessantes Bild. Gar häufig bringt ein Salto (ein Wasserfall) vermehrte Abwechslung in die Szenerie. Ist die Mühle hergerichtet, so beginnt das Leben und Treiben, das sich tagein tagaus gleich bleibt, bis es mit dem Verschwinden des Holzbestandes sein Ende erreicht.

Der Rancho, das Lager des Holzfällers, liegt in der unmittelbaren Nähe seines Wirkungsortes. Der Wald liefert dazu das Baumaterial. Nur der Art bedarf es, um die Säulen der Wohnung aus den Stämmen der Palmiten (*Euterpe oleracea*) zu erhalten. Als Bedeckung des Daches erwählt der Holzfäller die Wedel dieser zierlichen Palme. Sie bilden auch das saubere, weiche Lager. Noch eine Bank und ein Tisch aus den Stämmen der Palmiten, und die Bewohnung ist vollständig. — Ein derartig erbauter Rancho hält Jahr und Tag. Jeder echte Waldbäuer schont ihn, puzt ihn an den schadhafte Stellen aus, wenn er das Glück hat, ihn aufzufinden, um eine Nacht darin zuzubringen.

Nach kurzem Morgenessen Maisbrot, Schmalz und Kaffee — geht es rüstig an die Arbeit. Ein Blick in die Höhe verrät dem Holzfäller, wo der nächste Nuthaum steht, der seiner Art zum Opfer fallen soll. Das gesiebte Laub einer prächtigen Krone läßt auf eine stattliche Feder (*Cedrela brasiliensis*) schließen. Der Baum ist gut zu fällen; denn das leichte, schnell spaltbare Holz setzt der Art geringen Widerstand entgegen. Ganz anders die einige Meter entfernt stehende *Massaranduba* (*Mimosas excelsa* — *Sapotaceae*). Jeder Hieb muß ein wohlgezielter sein, will nicht der Holzfäller die Schneide seiner Art in Stücken vor sich liegen sehen. Entsprechend der Richtung, in die der Baum fallen soll, wird er angehauen. Schon nähert sich das scharfe Eisen dem Mark. Da beginnt der Riese sich nach der Seite zu neigen. Schnell ein paar Arthiebe auf die entgegengekehrte Seite, um das störende Aufsplittern des Holzes zu vermeiden. — Ein Rauschen in dem Blätterdach, ein Splittern und Brechen der kleineren Bäume, ein Bersten und Krachen. Da liegt der Riese vor uns am Boden, und hell flutet das Licht durch die entstandene Lücke zu uns hernieder.

Dem Stamme entlang schreitet der Holzfäller, um mit der Art die Anzahl der Holzrollen auszumessen, die der Baum liefern wird. Wahrlich, ein Prachteremplar! Ohne Biegung, ohne Fäulnis: drei Rollen sind sicher, jede Rolle wird durchschnittlich ein Duzend Bretter geben. Die Anzahl der Bretter ist für den Holzfäller ausschlaggebend, denn danach wird der

Pohn berechnet. — Auf dem Stamm stehend, beginnt der Mann, den Stamm in Rollen zu schlagen. Entrecht wird der Schnitt am Hinterende ausgeführt; vorn erhält die Rolle konische Form. Nachdem vorn die Rollen von der Rinde befreit worden sind, können sie geschoben werden. Gellend tönt das „Sollo! Rolle kommt!“ durch die Stille des Urwaldes, um etwa im Tal sich aufhaltende Arbeiter zu veranlassen, schnellst hinter einen größeren Baum zu treten. Ein minutenlang dauerndes Donnern und Krachen verrät dem Kundigen, daß eine der Rollen sich blitzgeschwind den Weg zu Tale bahnt: Hier werden kleine Bäume entwurzelt, dort Gebüsche niedergestampft. Im Tal endlich wühlt sich der Koloß tief in das gegenüberliegende, aufsteigende Geröll ein. Sehr schwierig gestaltet sich das „Schleichen der Rollen“ im felsigen Gelände. So manche Rolle, deren Holz wie das der Feder leicht spaltbar ist, zerbröckelt am Felsen. Die ganze Arbeit ist dann umsonst gewesen. Nur das Müllageffen unterbricht die Arbeit. Und erst beim Dunkelwerden denkt der Holzfäller daran, seinen Rancho aufzusuchen. Am Feuer kocht er das Nationalgericht, die schwarzen Bohnen und Kaffee. Gebieterisch fordern dann die ermatteten Glieder Ruhe.

Die in den Bächen liegenden Rollen werden von den Buch-Arkedten (*puxar* = ziehen) aus dem Urwald nach der Mühle gebracht. — Dort kommt eine Truppe Bucher-Leute mit vier gespannten Ochsen, um den Koloß nach der Mühle zu schaffen. Der Hauptpuchweg, ein flacher Bach, der in Abständen von je einem Meter mit Querstangen belegt worden ist, wird verlassen, um zu der seitwärts liegenden Rolle zu gelangen. Am Tage vorher ist der Hilfspuchweg bereits angelegt, um keine Störung im Betriebe zu hinterlassen. Der Führer, mit dem Buchhammer und -haken bewaffnet, nähert sich der Spitze der Rolle. Mit wuchtigen Hieben wird der Haken in die Rolle getrieben. Mit Ketten wird der Cambao des ersten Gespannes an den Haken befestigt. Es folgen die übrigen Gespanne.

Durch alle möglichen Kraftwerke — brasilianische und deutsche in bunter Reihenfolge — spornen man die Ochsen ein. — Mir fiel auf, daß die Ochsen nicht, wie in meiner Heimat, mit der Stirn, sondern mit dem Naden zogen. Auf meine Bemerkung, daß der Ochse mit der Stirn entschieden mehr Kraft entfalten könne, antwortete ein Pucher, daß in der üblichen Anordnung des Joches der Ochse in ständiger Gefahr sei, bei fallendem Gelände durch rückwirkende Kraft die Rolle in ihrer Geschwindigkeit zu hemmen. Bei dem unregelmäßigen Terrain soll diese Fähigkeit von größter Bedeutung sein.

Die Buchochsen sind wichtige Glieder im Gesamtgetriebe der Holzschnidmühle. Von ihrem Wohlergehen hängt zum nicht geringen Teil das Schneiden ab. Sind viele Ochsen erkrankt, kann das Holz nicht herausgeschafft werden. Der Holzmüller schenkt darum den Tieren, die von allerlei Parasiten geplagt werden, ganz besondere Aufmerksamkeit. Man kann sich schwerlich einen Begriff machen, wie die Oberfläche der Tiere stets mit Bremsenlarven und Zeden bedeckt ist. Doch muß man diese Erscheinung zum größten Teil auf die Nachlässigkeit der Leute schieben. Man könnte durch Einreibungen der Tiere mit der Abkochung von Tabaksblättern und Ausdrücken der Larven dem Uebel entgegenzutreten.

Die herbeigeholten Holzrollen werden von den Arbeitern mit Hilfe von Hebebäumen auf die „Stallere“ geschoben und dann zu Brettern, Latten, Bohlen, Schindeln usw. zerschnitten.

Nacht der Abend, sammeln sich die an der Mühle beschäftigten Leute im Wohnhause des Schneidemüllers; zu Beginn der Arbeit ist es eine Palmitenbude mit zwei Räumen: Schlaf- und Wohnzimmer, die später durch ein Bretterhaus ersetzt werden, bei dem man die einfache, aber praktische Zweiteilung beibehält. Im Wohnzimmer findet man einen Riesentisch und zwei Bänke. Im Schlafzimmer stehen die Cipó-Böde.

Der Schneidemüller ruft zum Abendessen! Frugal wie die Morgenspeise ist die Mittag- und Abendmahlzeit: *Aipim* (Manihot *Aipi*) und gedörrtes Fleisch am Mittag, gedörrtes Fleisch und *Aipim* am Abend. Ich freute mich stets, wenn es Montags und Donnerstags endlich einmal wieder das famose brasilianische Nationalgericht: schwarze Bohnen und Farinmehl (aus der Wurzel des Mandiöfs hergestellt) neben dem Trockenfleisch gab. — Nach dem Abendessen greift alles zum „Jumo“. Gewöhnlich bin ich der erste, um meinen knurrenden Magen, der sich durchaus nicht an die Kost gewöhnen will, zu betäuben. Der geschnittene Jumo wird entweder in die kurze Pfeife gelopft oder zu einer Zigarette mit Maisblattbede gerollt. Streichhölzer sind natürlich Luxusgegenstände im Urwald. Den wahren Waldbäuer begleitet die Punte. Fällt er ins Wasser

oder durchdringt ihn ein subtropischer Regen, bleibt die Lunte in dem kleinen Messinggehäuse unbeneht. Zu jeder Zeit kann sich der Jäger damit Feuer verschaffen.

Und jetzt geht es beim Schein der schwebenden Petroleumfackel ans Erzählen. Die Ereignisse des Tages sind bald abgetan. In die Vergangenheit schweifen die Gedanken. Stets kommt das große Ereignis der Revolution von 1898 zur Sprache. Dann werden Jagdabenteuer durchgesprochen, bis schließlich der Cipó-Bod aufgesucht wird. Mancher untersucht vorerst noch seine Füße auf Gesenke von Wilschden der Sandflöhe (*Sarcophylla penetrans*). Mit einem zugespitzten Stäbchen werden die Quälgeister aus ihren Lieblingsplätzen, der Gegend unter den Nägeln der Fehen, hervorgestochen. Gepornt und gestiefelt sucht man sein Lager auf und zieht die Dede, wenn man glücklich eine ergattert hat, über den Kopf. Denn die Baratten (*Periplaneta americana*) im Gesicht herumlaufen zu fühlen, ist gerade kein angenehmes Gefühl. Das Gegrünge und Gequiecke der unter der Bretterbude sich um den Platz streitenden Schweine, begleitet von dem Schwirren gewalliger Fledermäuse, bilden das Schlummerlied.

Jahresstoff für den Gesangsunterricht in Schule und Verein.

A) Tonfarbe.

1. Entwicklung und öftere Übung der Aussprache von den Vokalen:

- a (weiteste Mundöffnung, Daumen zw. Zähne).
- e (weite Mundöffnung, Zunge hebt sich etwas).
- i (ebenso, Zunge hebt sich mehr).
- o (Mund rundet sich — doch offen).
- u (kleinste Mundöffnung, hoher Gaumen).
- ä (wie a), ö (wie o), ü (wie u).
- ei, ai, eu wird stets a-i gesungen.
- au wird stets a-u gesungen.

Die Vokale sind die Träger des Gefühls.

2. Entwickeln und öftere praktische Übung der Aussprache der Konsonanten:

- a) Nasenlaute: m, n, ng.
 - b) Zungenlaute: r, v, f, w, s, sch, l.
- Beispiele: Nie ho-fen, sondern ho-ffen.
 „ Was-ser, „ Wa-sser.
 „ mi-ar, „ mi-r.
 „ wear, „ we-r.

- c) Stosslaute: b, d, g — p, t, k.

(Weiche und harte recht deutlich.)

Alle Konsonanten werden nie gesungen, sondern am Schlusse des Tones schnell gesprochen.

Die Konsonanten sind die Träger des Verständnisses.

B) Tonstärke (Dynamik).

1. Unterscheidung des Bauch- oder Brustatmens vom natürlichen Atmen. (Zwerchfell hebt sich, Brust bewegt sich nicht, sondern Unterleib mächtig!)

Aushalten gegebener Töne —

Sprechen von Texten mit richtigem Atmen.

2. Öftere Übung der richtigen Betonung der Hauptsilben z. B. Kameraden, Streite.

3. Ueben der Schwelltöne und Stärke der Stimme. Die Zeichen: pp, p, mf, f, ff. 

Träger des seelenvollen Gesangs.

C) Tonreinheit.

1. Singen von gegebenen Tönen.
2. Singen von Tonstufen nach Strichen.
3. Aufbau und Singen der Tonleiter.
4. Der Dreiklang — nacheinander u. zusammenklingend.
5. Darstellen der Noten mit verschieden langen und hohen Strichen.
6. Binden der Töne und Zeichen dafür.
7. Schließlich in letzter Stufe: die Noten und Pausen.

D) Rhythmus.

1. Rhythmisches Sprechen der jeweiligen Liedertexte.
 2. Der 2- und 4-Schlag im Takt. Marsch.
 3. Der 3- und 6-Schlag im Takt. Mäher.
- Sumpl, Altona.

Schulnachrichten.

Die deutsche Schule in Brasilien in ihrem Verhältnis zu den verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften.

(Schluß.)

Verhältnismäßig einfach ist die Lösung der Frage dort, wo in der Kolonie nur eine Kirchengemeinschaft vertreten ist. Hier fallen viele Schwierigkeiten von selbst fort. Für neue Siedlungsgebiete ist auch zu raten, daß man möglichst nach seinem kirchlichen Bekenntnis an bestimmten Plätzen zusammenziehe. Vielerorts ist dies schon als das Richtige erkannt, u. es wird nach diesen Grundsätzen gehandelt. Auf diese Weise wird die Bildung neuer Kirchengemeinden, ebenso wie die Bildung von Schulgemeinden bedeutend erleichtert. Wer für diese Scheidung eintritt, will dadurch nicht die Sonderart der kirchlichen Gemeinschaften verstärken und so den kirchlichen Zwiespalt der Deutschen in alle Zukunft erhalten. Er ist im Gegenteil nur darauf bedacht, den Anlaß zu mannigfachem Streit zu vermeiden und so der Gegenwart zu dienen. Was spätere Zeiten bringen, kann niemand mit Sicherheit vorhersehen und nicht darüber urteilen. Einzelne verstreute Deutsche, die einer andern kirchlichen Gemeinschaft angehören als die jeweilige Mehrheit, oder ohne jede Gemeinschaft in dieser Hinsicht sein wollen, tut man aber gut, als volle Mitglieder in die Schulgemeinde aufzunehmen. Abseitsstehende sind sonst leicht geneigt, eine besondere Schule zu begründen und tun dann der Gesamtheit Abbruch. Der Lehrer wird freilich in der Regel der kirchlichen Gemeinschaft der Mehrheit angehören, in deren Bekenntnis dann auch der Religionsunterricht erteilt wird. Andersgläubige Kinder können sich dann daran beteiligen, wenn die Eltern damit einverstanden sind. Irgendwelcher Zwang darf selbstverständlich nicht in kirchlicher Hinsicht von Seiten der Schule ausgeübt werden.

Wo nun verschiedene kirchliche Gemeinschaften etwa gleich stark vertreten sind, die zu schwach sind, jede für sich eine ordentliche Schule zu unterhalten, ist ein Zusammenschluß dringend erforderlich. Den in dieser Hinsicht widerwilligen Schulgemeinden sollten keine Beihilfen gewährt werden. Der dauernde Nutzen solcher Unterstühtungen bleibt doch immer sehr zweifelhaft. Weder der Schule, noch den verschiedenen Kirchen wird durch solches Nebeneinander, das hier immer notwendiger Weise ein Gegeneinander ist, wirklich gedient. Was hat eine Kirche von einem solchen Nachwuchs zu erwarten, der wegen Mangelhaftigkeit der Schule, die er besuchte, nicht richtig Lesen, Schreiben, Rechnen usw. gelernt hat? Das religiöse Wissen kann dann auch nur gering sein. Und wenn auch die Kinder hierin verhältnismäßig mehr gelernt hätten, so ist ihr Wissen unfruchtbar. Echtes Religiosität kann nicht erzielt werden, sondern religiöser Fanatismus ist bei sonstiger Unwissenheit viel eher die notwendige Folge. Nun ist aber der Zusammenschluß der Schulen in solchen Gegenden, die weniger bewohnt sind, viel leichter. Die Glieder verschiedener Kirchen verkehren hier ja auch sonst im gewöhnlichen Leben näher miteinander, da sie gegenseitig aufeinander angewiesen sind. Sie haben sich als Menschen kennen und als Deutsche trotz verschiedenen Bekenntnisses achten gelernt. Sonst würden sie nicht auf die Dauer als Nachbarn neben einander wohnen bleiben. Man sieht ja so häufig, daß alle Unverträglichen hierzulande immer wieder bald einen neuen Wohnsitz aufsuchen, besonders wenn alle andern gegen sie festzusammen halten, ist des Bleibens solcher streitsüchtigen Leute meistens nicht lange. Wo aber irgendwie Einigkeit herrscht, läßt sich auch eine einheitliche Schule durchführen. Auf Religionsunterricht braucht man darum nicht zu verzichten. Nicht einmal hierin ist immer völlige Sondernung zu verlangen. Er kann gleichzeitig allen Kindern erteilt werden. Nur muß man gegenseitig Rücksicht nehmen. Die Schüler werden gleiche, aber auch nach ihrem Bekenntnis verschiedene Lernaufgaben bekommen. Vor allen Dingen wird Unterricht in biblischer Geschichte erteilt. Daß dies bei einigermaßen Takt möglich ist und auch wirklich geschieht, weiß ich aus Erfahrung. Das ist auf den ersten Blick verwunderlich. Aber wo uns unsere Erkenntnis im Stich läßt, heißt es tatkräftig an die Aufgabe herangehen. Nachher ist vieles einfacher, als es zunächst erscheint. So ist bei einigermaßen gutem Willen immer eine be-

riedigende Lösung zu finden. Diesen guten Willen zu wecken, ein festes Verhältnis zwischen der deutschen Schule und den verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften herzustellen, sollten auch die obigen Zeilen dienen.

Jahresbericht der Schule Neue Parafstraße über das Jahr 1915.

Das Schuljahr begann am 7. Januar 1915 mit 34 Kindern (16 Knaben und 18 Mädchen) und endigte am 15. Dezember. An diesem Tage fand eine vierstündige Prüfung statt, die von dem Vorstand, 12 Mitgliedern und einem früheren Lehrer besucht war. Es wurde an 220 Tagen unterrichtet. Von den 7480 Unterrichtseinheiten entfielen auf Besuchstage 5011, auf Fehltage 2469. Der Lehrer versäumte den Unterricht an 5 Tagen. Ferien waren zu Ostern und Pfingsten je 7 Tage, im September 14 Tage (Pflanzferien). Das Schulgeld beträgt 1\$000 monatlich.

Lehrer und Gemeinde sind Mitglied des Deutschen Schulvereins für Santa Catharina.

Ferdinand Walter, Lehrer.

Jahresbericht der Schule Neue Guigerstraße.

Das Schuljahr begann am 7. Januar 1915 mit 20 Kindern (14 Knaben und 6 Mädchen) und endigte am 16. Dezember. An diesem Tage fand eine vierstündige Prüfung statt, die von fast allen Mitgliedern besucht war. Es wurde an 220 Tagen unterrichtet. Von den 4400 Unterrichtseinheiten entfielen auf Besuchstage 2460, auf Fehltage 1940. Der Lehrer versäumte den Unterricht an 6 Tagen. Ferien waren zu Ostern und Pfingsten je 7 Tage, im September 14 Tage (Pflanzferien). Das Schulgeld beträgt 1\$ monatlich.

Lehrer und Gemeinde sind Mitglied des Deutschen Schulvereins für Santa Catharina.

Ferdinand Walter, Lehrer.

Von deutschem Geist und deutschem Wesen.

Das Kind als Sprachschöpfer.

Jede Mutter weiß, daß das Kind im Gebrauch der Sprache viel freier ist als der erwachsene Mensch; die Worte haben für das Kind noch nicht die innige Verbindung mit dem Begriff eingegangen, die dem Erwachsenen unlöslich erscheint und so kommt es, daß das Kind mit einer entzündenden Kühnheit oft Worte von ihren überlieferten Begriffen löst und ihnen neue, reizvolle Deutungen gibt, die überraschend frisch wirken; dem Erwachsenen tötet die Gewohnheit die Sprache ab und neben dem suchenden Dichter ist es vor allem das Kind, das unbewußt sprachschöpferisch tätig ist, denn die Gewohnheit hat seine Sprache noch nicht abgestumpft; die „Bosliche Zeitung“ bringt nun eine Reihe kindlicher Neuschöpfungen, die in ihrer Frische und Natürlichkeit außerordentlich überzeugend und humorvoll wirken:

„Lore, was magst du denn da?“ „Ich habe Kaffeebohnen gemöhlt!“

„Ich sage zu meinem Manne: „Die Tür klemmt wieder sehr!“ — „Dann muß eben der Klemper kommen!“ sagt Lore prompt.

„Mutti, draußen ist der Uhrgeher, der macht, daß die Uhren gehen!“

Bei Schnupfen der Kinder benutze ich Borvaseline. „Ach, ich weiß, was das ist,“ sagt Lore: „Vaseline zum in die Nase bohren!“

„Mutti, es riecht nach Fisch.“ „Es gibt aber keinen!“

„Na, dann habe ich mich eben verrochen!“

„Wolfgang, was macht denn deine Freundin Hedi?“

„Ach, mit der hab' ich mich schon wieder abgefrenndet!“

Aus der Sprachhefte des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Ein Wort Jakob Grimms über unsere Muttersprache.

„In unseren Tagen — und wer frohlockt nicht darüber? — wird lebhaft gefühlt, daß alle übrigen Völker schal seien, wenn ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlandes im Sintergrund liegen. Was aber helfen die edelsten Rechte dem,

der sie nicht handhaben kann? Raum ein anderes höheres Recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmut wir erst eingeseht werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmählichen Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintansetzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete. Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einnengen unsere Sprache schändet. Dann werden sie wie Floden zerfließen, wenn Deutschland sich selbst erkennend stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser Sprache im guten und schlimmen bisher angelassen habe: ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschide lange noch nicht erfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern wir auch eine Braut davontreten sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen. — Klingt das nicht wie in den Tagen des großen Krieges geschrieben? Und doch ist Wunsch und Hoffnung, wie sie aus diesen Worten klingen, schon vor 70 Jahren ausgesprochen worden in einem Vortrage von Jakob Grimm, dem wissenschaftlichen Begründer der Deutschkunde. Wer dessen Ansichten über Sprachreinigung im besonderen und über die Beziehungen zwischen Sprache, Volkstum und staatlicher Macht überhaupt in schönem Strauße beisammen haben will, der nehme die schöne Schrift von Theodor Matthias zur Hand: Der deutsche Gedanke bei Jakob Grimm (Leipzig, R. Voigtländer 1915, 134 S., 2 M.).

Die Angst vor der Möglichkeitsform.

Vor den meisten Kultursprachen hat das heutige Deutsch den Vorzug des größeren Formenreichtums. Darauf beruht zu einem guten Teile die Schönheit und der Wohlklang unserer Muttersprache. Aber die geschichtliche Entwicklung der Sprache geht auch hier in der Richtung, daß die Formen absterben, und zwar immer da, wo für denselben Begriff zwei gleichbedeutende Formen vorhanden sind, eine bequeme und eine unbequeme. Da muß die unbequeme weichen. So geht es in unseren Tagen der Möglichkeitsform. Neben den alten, gedungenen Formen wie läme, spränge, liefe, schöbe hat sich die langatmige Form würde kommen, würde springen, laufen, schieben eingebürgert, die, wenn in bedingtem Sinne gemeint oder auf die Zukunft bezogen, begründet ist, oft aber nichts weiter als eine Umschreibung darstellt. Es ist eben zweifellos bequemer, mit der zur Hand liegenden Kennform des Zeitworts kommen, springen usw. und der durch den sonstigen Gebrauch vertrauten Form würde, die wie zu einer festgeprägten Marke erstarrt ist, die Möglichkeitsform zu bilden, als nach der richtigen Abwandlung der Stammform zu suchen. Die Kenntnis dieser Abwandlungen ist leider schon so geschwunden, daß der Ungeübte bei jeder durch den Sinn des Satzes geforderten Möglichkeitsform stutzt und aus Angst vor der eigenen Unsicherheit zu der bequemen Krücke der Umschreibung greift. Aber das tut der Schönheit unserer Muttersprache Eintrag. Soviel Mühe sollte doch ein jeder auf seine Sprache verwenden, daß er diese Angst überwindet und in seinem Gedächtnisse die richtige Form sucht. Auch das ist eine Pflicht gegen die Muttersprache, daß man ihr die alten klangvollen Formen, soviel sie noch lebendig sind, erhält.

Mitteilungen.

Wehrmann-Platte. (Fortsetzung von Nr. 9.) Es sind weiter eingegangen: Rufeler (Velha), Hellmann (Arapongas) je 1\$000. Bisheriges Ergebnis 40\$500. Wer fehlt noch?

Unterstützungskasse. (Fortsetzung von Nr. 9.) Rufeler (Velha), Bläse (Pommeroda), Biegung (Pommeroda), Weidenbach (Arapongas) je 2\$000. Bisheriges Ergebnis 70\$000.

Erklärung. Der in Nr. 8 erschienene Aufsatz, dessen Verfasser sich mit Dr. med. Hans Reichert unterzeichnet hatte, war der Schriftleitung von dem Herrn Schriftleiter des „Arwaldsboten“ zur Verfügung gestellt worden. Da gegen den Inhalt nichts einzuwenden war, nahmen wir den Aufsatz ohne Bedenken auf. Wie uns jetzt von zuständiger Seite mitgeteilt wird, hat sich Herr H. Reichert eines falschen Titels bedient, sodaß wir annehmen müssen, daß auch der Aufsatz nicht seine eigene Arbeit ist, sondern irgend einer Zeitschrift entnommen wurde. Die Schriftleitung.